

Von Laura Weißmüller

Die Geschichte mit der Fähre beschreibt Barbara Busers Wesen eigentlich ziemlich gut. Seit mehr als 150 Jahren queren die flachen Holzboote den Rhein in Basel und transportieren die Menschen für ein paar Franken auf die andere Flussseite. Die Architektin liebt „Wasser unter den Füßen“. Als sie ein Fährmann also fragte, ob sie nicht ab und zu als seine Vertreterin arbeiten wolle, machte Buser Anfang der Neunzigerjahre ihre Prüfung und trug sich ins Register ein – als erste Fährrfrau von Basel überhaupt. Dabei gab es vorher bereits Frauen, die die Boote fuhren. Allerdings immer „unter der Verantwortung ihres Mannes“. Nichts für Buser: „Ich mache nur da mit, wo ich auch Einfluss habe.“

Klare Anspruchshaltung und eindeutiger Gestaltungswille: Diese Einstellung dürfte Barbara Buser zu der gemacht haben, die sie heute ist. Eine „Pionierin der Nachhaltigkeit“, wie der Titel des tiefgründigen Dokumentarfilms über sie lautet, der gerade in der Schweiz und in Österreich im Kino läuft und von Oktober an in Deutschland zu sehen sein wird. Eine „Vorreiterin, die ihrer Zeit lange voraus war“. So begründete die Jury Busers Auszeichnung mit dem Jane Drew Prize, dem wichtigsten Architekturpreis für Frauen, den die Architektin dieses Frühjahr bekam. Eine leidenschaftliche Kämpferin für einen gerechten Umgang mit Grund und Boden. „Der Boden ist die Grundlage! Wenn das nicht stimmt, dann kann man gar nichts mehr machen, dann sind wir wirklich verloren“, sagt Buser. Zusammen mit ihren Mitstreitern hat sie es mithilfe einer Volksinitiative geschafft, dass die Stadt Basel seit 2016 keine Grundstücke mehr verkaufen darf.

Was die Architektin, die so herzlich lachen kann, dass man ihr das Kämpferische kaum zutraut, genau macht? Gar nicht so leicht zu beschreiben. Alte Gebäude vor dem Abriss bewahren, zum Beispiel, und zwar so viele, dass Andreas Ruby, der ehemalige Leiter des Schweizerischen Architekturmuseums, im Film sagt, Buser habe mehr Gebäude gerettet als die Schweizer Stararchitekten Herzog & de Meuron gebaut haben. „Was heißt überhaupt ‚gerettet‘? Heißt das, vorm Abbruch gerettet oder vor einer feindlichen Übernahme?“, kommentiert Buser die Szene, und man könnte sagen: Die Architektin macht einfach beides.

Die Markthalle gleich beim Bahnhof SBB zum Beispiel haben Buser und ihr Team mit charmanten Marktständen, kleinen Läden und Gastronomie sowie Festivals und Veranstaltungen rund ums Essen wieder zum Leben erweckt, und zwar von morgens bis abends. Zuvor hatten Zürcher Investoren die denkmalgeschützte Halle aus den Zwanzigerjahren zwar saniert, konnten aber mit ihrem hochpreisigen Konzept die hiesige Bevölkerung nicht überzeugen. Heutzutage gehört die Markthalle für viele Baslerinnen und Basler zu den Lieblingsorten in ihrer Stadt.

Außerdem baut Buser Häuser aus altem und wiederaufbereitetem Material – und zwar so, dass fast jedes Architekturmagazin der Welt bereits darüber berichtet hat.

Vor allem aber entwickelt die Architektin aus ehemaligen Fabrikarealen lebenswerte Stadtquartiere. Was zugegeben derart blutleer klingt, dass man die Architektin natürlich unbedingt in ihrer Heimatstadt besuchen will. Schließlich sind neue Stadtbausteine, in denen Menschen sich gerne aufhalten, die aber noch dazu ökologisch gebaut sind und für die Nachbarschaft einen Gewinn darstellen, so etwas wie der Goldstandard in der Stadtplanung: dringend benötigt, nur selten erreicht.

„Vor drei Jahren haben wir angefangen, hier zu arbeiten. Wir waren die Ersten, wie immer“, sagt Buser zur Begrüßung auf dem Franck Areal, einem alten Industriegebiet im Norden von Basel. Sie trägt den Dresscode aller Architekten, ist also ganz in Schwarz gekleidet, und dürfte mit ihren 72 Jahren den Altersdurchschnitt im Quartier heben. Im Hof sitzen ausschließlich junge Menschen auf Liegestühlen. Erste Start-ups arbeiten bereits hier. Eines will Schnaps ohne Alkohol herstellen. Ein anderes beheizt im Winter Brunnen, damit diese zu öffentlichen Badeorten werden können. Eine Kaffeerösterei ist geplant, ein Boxklub und als Herzstück das sogenannte Kreislaufhaus: ein Kompetenzzentrum für die Kreislaufwirtschaft, wo Start-ups und Kleinfirnen nach dem zirkulären Prinzip arbeiten können. Aus Altem wieder Neues zu machen, passt schon mal zu den Blumentrögen aus Stahl, die im Hof stehen. Ihre industrielle Vergangenheit sieht man ihnen noch gut an. Vor knapp 100 Jahren wurde auf dem Franck Areal der erste Senf in Aluminiumtuben hergestellt, in den vergangenen 20 Jahren standen die gewaltigen Hallen leer.

Buser beginnt ihre Tour in einem derart zackigen Sauseschritt, dass man ihr kaum folgen kann. Vor allem, weil es so viel zu sehen gibt: etwa das Tanzhaus, die „Raison d'être“ für das gesamte Quartier, wie die Architektin erzählt. Eine Pharma-Erbin wollte ein Tanzhaus für Basel – wir befinden uns in der Stadt von Novartis und Roche – und kam mit Buser über eine gemeinsame Freundin in Kontakt. Zusammen suchten sie zwei Jahre nach der passenden Immobilie, bis sie auf dem Franck Areal fündig wurden. Wer jetzt durch das Tanzhaus läuft, das vor einem Jahr eröffnet hat, versteht, wie Buser und ihre Architekten arbeiten.

Auch diesem Gebäude sieht man noch seine Vergangenheit an, aber durch minimale Eingriffe, den Einsatz starker Farben und einen neuen Boden verwandelte sich



Die Gebäuderetterin

Umbauen statt abreißen, Gemeinwohl statt Betongold: Die Architektin Barbara Buser zeigt mit ihren Projekten in Basel, wie man die Stadt für alle gestalten kann.



Das Gundeldinger Feld mitten in Basel war früher eine Maschinenfabrik. Für viele Menschen im Quartier ist es jetzt ihr öffentliches Wohnzimmer. Die denkmalgeschützte Markthalle erweckten die Architektin Barbara Buser und ihr Team mit kleinen Läden, Gastronomie und Festivals zu neuem Leben.

FOTOS: MARTIN ZELLER/BAUBÜRO IN SITU (3), BARBARABUSER-FILM.CH



der Bau in einen cool-mondänen Veranstaltungsort. „Oft braucht es nur etwas Pflege, einen neuen Anstrich und ein bisschen Öl“, sagt Buser. Für die Architektin ist das eine weibliche Art zu bauen. Konsequenz das nutzen, was da ist. „Es ist eine Tatsache, dass die Männer die Bauwelt bestimmen, und ich bin überzeugt, dass die Bauten und auch die Städte anders aussehen würden, wenn mehr Frauen dabei wären.“ Wie denn? „Lebenswerter, menschenfreundlicher, weniger hoch.“

Von den klassischen Architekturbüros, die ausschließlich Neubauten erstellen, sei laut Buser vielleicht noch „ein Zehntel nötig. Die anderen müssen umdenken“. Sprich: umbauen statt neu bauen. Von den 160 Projekten, die sie mit dem 1998 zusammen mit Eric Honegger gegründeten Baubüro „in situ“ umgesetzt hat, seien 95 Prozent Umbauten.

Für die Architektin geht es aber auch darum, Abfall zu vermeiden. Beste Maßnahme dafür: nichts wegzuschmeißen. Wie konsequent Buser dabei ist, sieht man im Franck Areal auf Schritt und Tritt. Unterschiedliche Betonplatten, früher mal Teil einer Außenwand, pflastern hier leicht uneben den Weg. „Ist nicht perfekt, aber macht nichts“, kommentiert Buser das Patchwork und liefert damit eine pragmatische Antwort auf eine der dringenden Fragen in der Architektur: Wie soll man bauen, damit die Welt noch eine Chance hat? Die Bauindustrie gehört zu den größten Klimasündern. Nicht nur, weil die Erstellung von neuen Gebäuden enorme Ressourcen verschlingt, sondern auch, weil dabei gigantische Mengen an Müll entstehen. Nicht zu vergessen: der gewaltige Energiebedarf, den moderne Gebäude heute im Unterhalt haben. Ihre Haustechnik füllt oft den kompletten Keller, die Klimatisierung von Gastürmen – gerade im Sommer – braucht wahnsinnig viel Strom. „Technik ist nicht die Lösung“, davon ist Barbara Buser überzeugt. Nach ihrem Studium an der ETH, der Eliteuniversität für Architektur in Zürich, hat sie zehn Jahre in Afrika gearbeitet. Sie weiß, dass man in Lehmhäusern dort auch im Sommer ohne Klimaanlage leben kann. In Betongebäuden geht das nicht. Längst ist durch die Klimakatastrophe auch in Europa die große Hitze angekommen.

„Das Problem ist, dass wir das bauen, was wir uns vor 20 Jahren ausgedacht haben. Das ist total veraltet, bevor man überhaupt den ersten Stein setzt.“ Was nicht

nur damit zu tun hat, dass Bauen immer mit viel Bürokratie verbunden ist, mit langwierigen Bauanträgen, Behördengängen und Bewilligungen. Sondern auch daran liegt, dass es so verdammt viel Geld braucht, um ein Haus zu bauen, geschweige denn ein Quartier zu entwickeln. Deswegen gibt es ja all die austauschbaren Büro- und Wohnquartiere, die in Stuttgart genauso wie in Zürich, London oder München stehen können. Geplant für internationale Investoren oder Pensionskassen, handelt es sich dabei eher um Betongold, mit dem sich spekulieren lässt, als um das, was die jeweilige Stadt wirklich braucht.

„Was wir machen, ist Schmerzlindeung. Wir brechen die Exzesse, das trägt noch zum Erhalt des Systems bei“, sagt

Barbara Buser selbstkritisch. Wer aber im Zentrum von Basel über das Gundeldinger Feld läuft, wo Buser aus einer ehemaligen Maschinenfabrik ein „öffentliches Wohnzimmer“ für das Quartier entwickelt hat, merkt sofort, was es zu gewinnen gibt, wenn Neubauquartiere nicht in 08/15-Businesspläne und Excel-Tabellen passen. Es ist keine Hochglanzarchitektur, die man dort sieht. Dafür ein sympathisches Flickwerk, dessen unterschiedliche Einzelteile ein Sorgetragen für das Material ausstrahlen, ja vielleicht sogar so etwas wie Liebe.

„Wir wollen die Macht“, sagt Barbara Buser, als sie am Ende der Tour erklärt, warum die zahlreichen Firmen, die sie in den vergangenen Jahrzehnten neben ihrem Baubüro „in situ“ aufgebaut hat, oft Aktiengesellschaften sind. „Wir drehen eine Aktiengesellschaft so um, dass sie zur Genossenschaft wird.“ Also kein Profit und keine Wertsteigerung, alle bekommen gleich viel Geld und haben gleich viel zu sagen, aber auch keine zeitaufwendigen und nervenaufreibenden Abstimmungsprozedere wie in einer Genossenschaft. Kurz: die Schlagkraft der privaten Wirtschaft, gekoppelt mit einem gemeinwohlorientierten Ziel.

Klingt ein bisschen, als gäbe es doch ein richtiges Leben im falschen, um Theodor Adornos berühmten Satz einmal umzu-drehen. Hat Barbara Buser also noch Hoffnung? „Wenn ich rational überlege, rennen wir geradezu in den Abgrund. Aber dann kommt wieder mein Optimismus: Wenn zehn Prozent von etwas Neuem überzeugt sind, dann kann etwas kippen. Die Frage ist nur: Sind wir schon bei zehn Prozent?“ Wer durch ihre Quartiere läuft, könnte das fast glauben.